

Bezugspreise: Liechtenstein und die Schweiz jährlich Fr. 10.—; halb, Fr. 5.—; viertelj. Fr. 2.50; Ausland (ausgenommen Brit. Reich und USA) Bestellungen und Auskunft bei den Postämtern. Unter Streifenband (mit Privatanschrift) jährl. Fr. 13.—; halb, Fr. 6.50; viertelj. Fr. 3.50. Einzelnummer in Vaduz Fr. —.15; mit Postzustellung Fr. —.20.

Anzeigenpreise: Einspaltige Colonelzeile: Liechtenstein 10 Rp.; Rheintal (Trübbach bis Sennwald), sowie Feldkirch 15 Rp.; übrige Schweiz 18 Rp.; Länder außer der Zollunion 20 Rp.; Anzeigen im Textteil: Liechtenstein 20 Rp.; Schweiz und übrige Länder 35 Rp.



LIECHTENSTEINER VATERLAND

ORGAN FÜR AMTLICHE KUNDMACHUNGEN

Geschäftsstellen: Schriftleitung in Triesen und Verwaltung in Vaduz (Liechtenstein). Postscheckkonto: „Liechtensteiner Vaterland, Vaduz“, St. Gallen IX 5473. Druckerel: J. Kuhn's Erben, Buchs (Fernsprecher Buchs 88.474). Alleinige Inseratenannahme für Schweiz und Ausland: „Publicitas“ A. G., St. Gallen und andere Filialen.

Wege und Ziel.

Die Schaffung des neuen Großdeutschland läßt einen Einfluß auf die Haltung der Nachbarstaaten des neuen Reiches aus. Die kleineren Staatsgebilde, die innerhalb ihrer Grenzen mehr oder weniger Volksteile besitzen, richten heute ein besonderes Augenmerk auf ihre eigene innere Einigkeit, auf die innerpolitische Befriedigung, um auch eine einheitliche Linie in der Außenpolitik ihres Staates zu erzielen.

Verschieden sind die Wege, die zur Erreichung dieses Zieles begangen werden. Der Gedanke eines Großdeutschland, eines Reiches, das alle anwohnenden Volksdeutschen umfaßt, ist nicht stehen geblieben an den Grenzpfeilern des heutigen neuen Reiches, er ist teilweise hinüber gedrungen und hat sich bei den Auslandsdeutschen, insbesondere bei den sogenannten Grenzdeutschen, festgewurzelt. Einzelne Staatswesen befürchten, darin eine Schwächung des eigenen nationalen Gedankens erblicken zu können, wieder andere ersehen im neuen Reich, in dessen innerer Geschlossenheit und Einheit, losgelöst vom Hemmschuh des ewigen Parteihaders, ein Vorbild in dem Sinne, ebenfalls zu einer Überbrückung des Parteihaders zu gelangen und dadurch Stärke und Kraft in sich selbst zu gewinnen.

Wir haben in der letzten Nummer unserer Zeitung dargetan, wie groß die Gefahr einer Überfremdung bei uns ist. Liechtenstein besitzt rd. 17 % Fremde, im Verhältnis mehr Fremde als alle Länder Mitteleuropas und läßt somit das Land nicht mit Unrecht als eine Zufluchtsstätte Fremder bekannt werden. Wenn wir von einer Gefahr der Überfremdung sprechen, so dürfen wir aber nicht alle Fremden in einen und den gleichen Topf werfen. Man könnte hier deutlich verschiedene Gruppen unterscheiden. In Liechtenstein gibt es Ausländer, die hier mit ihrem Kapital arbeiten, die alle größeren Betriebe unseres Landes innehaben. In diesen Betrieben arbeiten zahlreiche Spezialarbeiter, sie sind notwendig und könnten durch hiesige Arbeitskräfte nur schwer voll ersetzt werden. Eine dritte Gruppe bilden die zahlreichen Privaten ohne bestimmte Erwerbsquelle, die von den mitgebrachten Kapitalien leben und zehren. Einen großen Posten stellen die Diensthofen und landwirtschaftlichen Arbeiter.

Politische Flüchtlinge wenden sich mit Vorliebe nach kleineren Staaten, insbesondere nach neutralen Staaten, die ihnen bisher gerne ein Asyl gewährten. Solange diese Leute nur das Asylrecht beanspruchten, ohne vom Gastland aus sich zu Gunsten oder Schaden eines andern Staates politisch zu betätigen, blieben diese Länder unbeeinträchtigt. Das Bild änderte sich aber, als die letzten Jahre zahlreiche dieser politischen Emigranten glaubten, das neue Gastland sei ausgerechnet da, um die politischen Ideen und

Antriebe weiter zu spinnen. Immer wieder kam es vor, daß dann solche Emigranten, die das Gastrecht mißbrauchten, einfach des Landes verwiesen werden mußten. Das führte aber vielfach zu unliebsamen Ausritten, gab neuen Reibungsstoff etc. Sodas heute dem Uebel gleich an der Wurzel gesteuert zu werden versucht wird, indem man mit der Aufnahme Fremder, insbesondere der Emigranten, recht vorsichtig geworden ist. Es hat keinen Wert, dadurch die Beziehungen zum Auslande zu verschlechtern, daß man Leuten das Gastrecht gewährt, die das Land im Verhältnis zum Auslande nur belasten. Liechtenstein, die Schweiz, Luxemburg und die Tschechoslowakei haben in letzter Zeit noch ein Nüchternes getan, ihre Selbständigkeit zu dokumentieren.

Die Schweiz hat zum Großteil den Parteihader überwunden, wenigstens in den Fragen, die für die Selbsterhaltung ihres Staates in Betracht kommen. Sie hat es verstanden, einen nationalen Geist zu schaffen, die geistige Landesverteidigung, sie erreichte weiter ihre volle unbeschwertere Neutralität durch die Resolution des Völkerbundesrates vom 14. Mai a. c.

Luxemburg, der kleine Nachbar Deutschlands im Westen, erklärte sich am 11. Mai ebenfalls in einer spontanen Feier für die Beibehaltung des eigenen Staatswesens. Luxemburg und seine Verhältnisse können in vielen Belangen mit der Schweiz verglichen werden.

Selbst die Tschechoslowakei hat durch die Forderungen der einzelnen Völkerschaften innerhalb ihrer Grenze nach Selbständigkeit in der Verwaltung in ihren Bezirken (Gebietsautonomie) Versuche zur innern Befriedigung unternommen mit der geplanten Schaffung eines Nationalitätenstatutes.

Liechtenstein hat aus Anlaß der Regentenschaftsübernahme durch Seine Durchlaucht Prinz Franz Josef mit 1. April 1938 in den letzten Wochen eine eindeutige Treuekundgebung zum angestammten Fürstenhaus der Liechtensteiner bekundet. Und wer Gelegenheit hatte, diese Kundgebungen anfänglich des offiziellen Besuchs Seiner Durchlaucht des Regenten mitzuerleben, der hat gefühlt, daß nicht nur leere Worte gesprochen wurden, sondern daß in den gesprochenen Worten eindeutig das Volksempfinden zum Ausdruck gekommen war. Und wenn aus Rindesmund die schlichten Subjektivworte kamen: „Wir wollen treu sein, treu dem Haus der Liechtensteiner“, so hatte jeder das Gefühl, daß keine besseren Sprecher hätten gewählt werden können, als gerade die Jugend in ihrer treuen Anhänglichkeit.

Herr Regierungschef-Stellvertreter Dr. A. Vogt hat in seiner mannhaften Rede anfänglich des Fürstentempfanges in Vaduz vom Freitag den 13. Mai a. c. die Stellung Liechtensteins präzisiert und eindeutig umrissen, ihm ist viel zu verdanken, daß unser Verhältnis zum Auslande

offiziell in klare Richtlinien gezogen und somit alle die durch die letzten zwei Monate heraufbeschworene Gerüchtemacherei niedergeschlagen wurde. Dadurch wurde der liechtensteinischen Sache einer der wertvollsten Dienste geleistet.

Herr Dr. A. Vogt hat aber in seiner Rede sich nicht nur aus Ausland gewandt, sondern ein wohl zu beachtendes Wort auch den Liechtensteinern zugerufen, das Wort der nationalen Disziplin. Genau so gut wie die bestimmten Erklärungen gegenüber dem Auslande eine staatspolitische Notwendigkeit darstellten, mit derselben Berechtigung mußten diese Worte an uns Liechtensteiner selber gerichtet werden. Es darf in Liechtenstein heute um keinen Preis davon die Rede sein, sich einfach so hintreiben zu lassen, den Dingen und Geschehnissen innerhalb der blau-roten Grenzpfähle mit einer Vogelstraßpolitik zu begegnen.

Liechtenstein hat nach den Ereignissen des 12. März ein weiteres getan, es hat sich grundsätzlich zu einer Befriedigung zwischen den beiden Parteien des Landes verstehen können. Was in den wiederholt durchgeführten früheren Friedensverhandlungen nie zum Resultate werden konnte, was man nach den letzten Friedensverhandlungen von 1935 überhaupt nicht mehr erhoffte, ist nun Tatsache geworden, die Parteien haben sich grundsätzlich geeinigt und zwar auf dem Boden der Gleichberechtigung. Das Wort ist gesprochen, der grundsätzliche Entscheid ist gefallen, nun liegt es nur noch daran, die getroffenen Vereinbarungen bis zur letzten Befriedigung hinaus durchzuführen. Solange noch nicht alle Funken der Unzufriedenheit und Ungenommenheit gelöscht sind, solange auch nach außen hin die Früchte jener grundsätzlichen Vereinbarung noch nicht sichtbar Zeugnis für den ehrlichen Willen ablegen, solange können wir nicht ruhig sagen: Liechtenstein hat wirklich Frieden. Wir können den Funken der Unzufriedenheit und den Funken der Unmut wohl versuchen zu bewachen, es wird uns aber nie gelingen, ihn vom Machtstandpunkt aus zu löschen. Wenn die Leute der Bürgerpartei, die die Friedensverhandlungen führten und gewissermaßen für deren Ergebnis garantierten, es an der nötigen Einsicht und Klugheit nicht fehlen lassen wollen, dann drängen auch sie ihrerseits für eine schnelle Lösung. Wer wirklich als Mann zu den gegebenen Worten stehen will, der warte nicht immer, bis ihn der Gegner daran erinnert, der lasse es nicht darauf ankommen, ob der andere mit seiner ihm zugesicherten Forderung wiederkomme und sturpe. Der gute Wille zeigt sich im Geben und nicht im sich Nehmenlassen. Die Wege sind grundsätzlich durch die Friedensverhandlungen im März dieses Jahres gezeichnet, aber was bitter notwendig ist, das ist die rascheste Durchführung der Vereinbarungen. Die Union und die Zeitung haben bisher eine abwartende Einstellung bezogen, sie haben gehofft,

daß auch von der andern Seite die ganze Sache mit Initiative verfolgt werde. Wir möchten nochmals darauf hinweisen, daß eine Verzögerung in der Durchführung der in den Friedensverhandlungen getroffenen Vereinbarungen diese damit völlig entwertet. Wir müssen jetzt das gesteckte Ziel erreichen, es ist zu spät, wenn es erst nach Monaten erreicht wird. Wir haben gemahnt und verlangt, man kann uns die Schuld nicht in die Schuhe schieben, die Verantwortung für die Folgen einer Verzögerung sollen jene auf sich nehmen, die daran allenfalls heute noch ein Interesse haben.

Die Sudetendeutsche Frage Tagesproblem.

In der Tschechoslowakei begannen seit einiger Zeit Bestrebungen zur besseren Wahrung der Rechte der Minderheiten. Die Polen, die Ungarn, die Slowaken und die Sudetendeutschen rückten mit ihren Forderungen auf den Plan. Insbesondere waren die Sudetendeutschen in den letzten Jahren von den Tschechen immer mehr und mehr aus dem Wirtschaftsprozess hinausgedrängt, erhielten fast keine öffentlichen Staatsstellen mehr auf.

Senlein, der Vorsitzende der Sudetendeutschen Partei, verstand es, die Sudetendeutschen geschlossen in seiner Partei zu vereinen. Von Seiten der Prager Regierung wurde ein Nationalitätenstatut ausgearbeitet, das aber auf Widerspruch stieß. In der Folge kam es wiederholt zu Reibereien zwischen den Parteien, tschechische Soldaten belästigten die Sudetendeutschen, der Prager Regierung wurde vorgeworfen, sie wäre nicht mehr Herr der Lage. In dieser zugespitzten Lage fanden am letzten Sonntag die Gemeindevahlen im ganzen Lande statt, die der Sudetendeutschen Partei in ihren Gebieten einen schönen Wahlsieg brachten. Inzwischen ereignete sich aber ein Zwischenfall, der leicht zum Zündstoff für einen europäischen Brand hätte werden können: Die Ermordung zweier Sudetendeutscher Landwirte in Eger.

Das Deutsche Nachrichtenbureau meldet unter dem 21. Mai 1938:

In der Nähe der Grenzjägerskaserne in Eger, wo schon seit längerer Zeit bewaffnete Staatspolizei postiert ist, wurden heute früh 3 Uhr 30 die beiden sudetendeutschen Landwirte Nikolaus Böhm und Georg Hofmann durch einen Schuß getroffen, als sie beide auf dem Motorrad an der Kaserne vorbeifuhren. Hofmann war sofort tot, während Böhm nach Einlieferung ins Krankenhaus starb. Die Bewohner der benachbarten Häuser wollten auf die Hilferufe des Böhm zu Hilfe kommen, wurden aber zurückgedrängt. Erst nach zwei Stunden wurde Böhm ins Krankenhaus von Eger geschafft. Vor seinem Tod konnte er noch über den Hergang des Vorfalles berichten. Danach sind beide völlig ahnungslos nie-

Spiegelzug des Schicksals.

Roman von Edith Heraltz. (Nachdruck verboten.)

„Das glaube ich gerne. Wenn man eine Nacht wenig und die andere überhaupt nicht schläft, wie das unbenützte Bett beweist, dann vermag man sich natürlich kaum auf den Beinen zu halten. Doch dazu reicht die Kraft noch, sich in die Wohnung eines Herrn zu begeben.“

Bena richtete sich auf. „Denken Sie etwa an Egon Lehrenmann?“ „An wen sonst?“ „Der war tot, als ich ihn sah,“ erwiderte Bena in stiller Ergebenheit, die jede andere Frau erschüttert hätte.

Doch Frau Doktor Sewert blieb ungerührt. „Besuch in einer Junggesellenwohnung bleibt Besuch in einer Junggesellenwohnung. In meinen Augen und in den Augen jedes streng moralisch eingestellten Menschen. Merken Sie sich das. Leider ist im Moment kein Ründigungstermin, ich wiederhole, daß ich dies ganz außerordentlich bedauere. Nehmen Sie indes zur Kenntnis, daß ich ihn — sobald er erst herangekommen ist — nicht ungenügt verstreichen lassen werde.“

Damit schritt sie davon. In Benas Kopf wirbelte es.

Eigentlich sollte sie der anderen nach, sollte ihr sagen, daß sie nach dieser Szene sowieso ausziehen wolle. Je eher, desto besser. Aber dann unterließ sie es und taumelte halb bewußtlos ihrem Zimmerchen zu.

Pfötzlich stand Rätke neben ihr und stützte sie. „Es war ein Pech, daß die Gnädige beim Kaufmann von der Geschichte erfuhr“, sagte sie mitleidig. „In einer so kleinen Stadt weiß einer bald alles vom andern und legt es nach seiner eigenen Meinung aus.“

Bena drückte ihr dankbar die Hand, gab aber keine Antwort. In ihrem Schlafzimmer winkte sie dem Mädchen, sich zu entfernen, und Rätke schlich auf leisen Sohlen von dannen.

Sie ging kerzengerade, und doch schien es Bena, als schwankte sie. Eigentlich drehte sich alles um sie her, schien sich in Wolken aufzulösen.

Das war das Letzte, was Bena erfasste. Dann fiel sie — in den Kleibern, wie sie war — auf die Couch, die noch als Bett gerichtet war, und wußte von nichts mehr.

Als Bena die Augen wieder aufschlug, war es finster um sie her. Langsam nur fand sie sich zurecht. Die Glieder bewegten sich schwer und schienen steif. Mühsam erhob sie sich und drehte das Licht an. Darauf schien Rätke nur gewartet zu haben, denn schon pochte sie an die Tür.

„Ein Brief ist abgegeben worden, Fräulein Bronck. Bitte.“

„Danke, Rätke. Wollen Sie mit einem Gefallen erweisen?“

„Gerne, Fräulein Bronck.“

„Packen Sie meine Sachen und schicken Sie sie noch heute in ein nettes Hotel, das sich hier in der Nähe befindet. Kennen Sie eines?“

Rätke wunderte sich nicht — hatte sie doch den Ausritt mit angehört.

„Hotel weiß ich wohl keines, Fräulein Bronck. Doch eine saubere Pension. Meine Schwester ist dort Köchin. „Dabeim“ heißt das Unternehmen. Man wohnt nicht teuer. Freilich können Sie kein Appartement — wie hier — mieten, es gibt nur Einzelräume. Doch stehen den Gästen vier kleine Empfangszimmer zur Verfügung, in denen sie Besuch zu sich bitten können.“

„Die Adresse?“

„Breitestraße sechszechn. Etwa fünf Minuten von hier entfernt.“

„Wird ein Zimmer frei sein?“

„Gewiß. Heutzutage ist es mit dem Vermieten nicht mehr so leicht.“

„Schön, Rätke. Ich werde Ihre Freundlichkeit nicht vergessen. Können Sie meine Koffer noch heute hinschaffen lassen?“

Das Mädchen zögerte.

„Das Notwendigste gewiß. Das andere kann ja morgen folgen, nicht wahr? Ich glaube nämlich nicht, daß Frau Doktor es mir erlauben würde, weil ich heute noch bügeln muß.“

„Ich bin auch so zufrieden, Rätke. Wenn ich mich nur für die Nacht zurechtfinde, will ich die übrigen Sachen gerne noch ein wenig entbehren.“

Rätke seufzte erleichtert.

„Ach Gott, Sie sind so einsichtsvoll, Fräulein Bronck. Von — von anderen hätte ich gewiß Schelte bekommen. Schade, daß nicht alle Menschen so sind wie sie, Fräulein Bronck.“

Damit ging sie, und Bena beeilte sich, den Brief zu öffnen.

Er war von Doktor Kerrburg.

Liebe, tapfere Freundin!

Dieterich Lehrenmann bittet mich, Ihnen mitzuteilen, daß er für eine Unterredung am heutigen Abend dankbar wäre. Es wird Sie hoffentlich nicht stören, wenn auch Joha Freesen anwesend sein wird, an die Egon Lehrenmann ja auch einen Abschiedsbrief richtete. Als sie von des Schriftstellers tragischem Ende erfuhr, bekam sie einen hysterischen Anfall und benahm sich wie von Sinnen. Ob alles echt war, möchte ich bezwei-